

fühl' wird zu einem lebhaften Glauben an Deine Liebe, und darum vergeb' ich es mir auch selbst. Ach! was für himmlisch süße Stunden uns bevorstehen, wenn wir zusammenwohnen werden, theuere Liebe! wenn meine Seele, durch eine gelungene Beschäftigung aufflammend und bewegt, auch meiner Liebe Flamme der Schöpfung zubringen und Deine Liebe meinem Geiste Feuer und Leben borgen wird!"

Glücklicher Mann! Dein Leben war kurz, und nicht ohne Mühe und Sorgen; und Du hast auch des Lebens Bitterkeit geschmeckt. Aber wer bezweifelt, daß Du das höchste Glück der Erde genossen, daß ihre schönste Gabe Dir zu Theil geworden sei!

Zweiter Abschnitt. „Häusliches Leben, Krankheit, Reise nach Schwaben“. Diese höchste Begeisterung der Liebe konnte nicht in gleicher Stärke dauern; aber gewiß war es nicht bloß die Stimmung der Flitterwochen, die der S. 69 mitgetheilte Brief an Körner ausspricht. Auch mit Jena söhnte sich Schiller mehr aus; er nahm Theil an der Gesellschaft, und hielt mit Lust seine Vorlesungen, nun auch ästhetische. Vor Allem aber zog ihn die Kant'sche Philosophie an, die einen so entschiedenen Einfluß auf ihn üben sollte; sie war, wie wir aus den S. 79—82 mitgetheilten Briefen sehen, in den Jahren 1791 u. 1792 seine Hauptbeschäftigung.

Eine schwere Krankheit, die ihn in dieser Zeit befiel und von der er nie gänzlich genas, zeigte ihm, welcher ungemeinen Liebe er genoß. Mehrere Beweise von dieser werden mitgetheilt; keiner ist rührender und erhebender als der Brief von dem Erbprinzen von Holstein-Augustenburg und dem Grafen Schimmelmann (S. 90 fg.). Für wie manches Verlegende finden wir einen Trost, einen beschwichtigenden Balsamtropfen in den Worten dieses Briefes: „Der Anblick unserer Titel bewege sie nicht, das Geschenk abzulehnen; wir wissen diese zu schätzen. Wir kennen keinen Stolz, als nur den, Menschen zu sein, Bürger in der großen Republik, deren Grenzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Grenzen eines Erdballs umfassen. Sie haben hier nur Menschen, Ihre Brüder vor sich, nicht eitle Große, die durch solchen Gebrauch ihrer Reichthümer nur einer etwas edleren Art von Stolz fröhnen“.

Rührend ist, was die Verfasserin bei Gelegenheit jener Krankheit schreibt: „In dieser Epoche fing die Unordnung in Schlaf und Wachen zuerst bei ihm an. Er fand, daß er eher einschlief, wenn er unter einem leichten Geschäft sich vom Schlaf übermannen ließ, als wenn er ihn erwartete. Unsere Hausjungfern (Schiller hatte eine Erholungsreise nach Rudolstadt gemacht, wo ein Recidiv eintrat) spielten mit ihm Karten, wobei er sehr heiter war, sodas sie gern ein paar Stunden Schlaf opferten, dessen meine Schwester und die übrigen Hausbewohner so sehr bedurften, um dem Leidenden den Tag heiter zu machen“ (S. 85). Wie manches abgeschmackte Gerede haben wir gehört, von Schiller's Nachtwachen, von Champagnergenus während nächtlicher Arbeit u. s. w. *), und es ist kein kleines Verdienst dieses Buchs, daß es zeigt, wie so ganz einfach und natürlich Schiller's tägliches Leben war. Das ist es bei jedem wahrhaft großen Menschen.

Raum war Schiller genesen, so regte sich die alte Thätigkeit wieder. Damals hatte die französische Revolution die schreckliche Wendung genommen, die jedes menschliche Herz mit Schauder erfüllt; des Königs Proceß hatte begonnen. Wenn man ein Unternehmen nicht bloß nach dem Vollbringen mißt, dann wird man Schiller's Absicht, in einem Memoire für des unglücklichen Königs Sache aufzutreten, gleichsam als Wortführer seiner Nation, eine der schönsten Thaten nennen, die sein Leben schmückt, wenn auch die rasche Entscheidung des Proceßes die Ausführung des Vorhabens vereitelte (S. 98). Schade, daß jenes Memoire nicht geschrieben ward. Den eigentlichen Zweck hätte es nicht erreicht. Aber wir würden eine vortreffliche Schrift mehr von Schiller besigen. Denn dieser hatte das herrlichste Talent zum

gerichtlichen Redner, das sich denken läßt. Sein „Sonnenwirth“ ist ein Zeugniß für diese Behauptung.

Einen ähnlichen edeln Zug seiner großen Seele finden wir in den Worten, die er am Grabe des Herzogs Karl von Württemberg, der seine Jugend so vielfach trübte, an einen Jugendfreund richtete: „Da ruht er also dieser rastlos thätige Mann! Er hatte große Fehler als Regent, größere als Mensch; aber die erstern wurden von seinen großen Eigenschaften übertragen, und das Andenken an die letztern muß mit dem Todten begraben werden. Darum sage ich Dir: Wenn Du, da er nun dort liegt, jetzt noch Jemand nachtheilig von ihm sprechen hörst, traue diesem Menschen nicht; er ist kein guter, wenigstens kein edler Mensch“ (S. 108).

In Schiller war nämlich die Sehnsucht, sein Vaterland wiederzusehen, lebendig geworden, und er machte im Sommer 1793 mit seiner Gattin dahin eine Reise. Er sah den Kreis der Seinigen noch vollzählig; und zu seinem Entzücken ward ihm im Vaterlande das erste Kind, ein Sohn, geboren.

Sehr merkwürdig ist aus dieser Periode ein Wort an Körner: „Eigentlich ist es doch nur die Kunst selbst, wo ich meine Kräfte fühle. In der Theorie muß ich mich immer mit Principien plagen; da bin ich bloß Dilettant“ (S. 97); dann ein anderes, worin er den Gang der französischen Revolution prophezeit (S. 109).

Dritter Abschnitt. „Rückkehr nach Jena, die Horen, Verbindung mit Göthe“. Zu Ergänzung der eigentlichen Biographie Schiller's trägt dieser Abschnitt wenig bei; dennoch ist er sehr wichtig, besonders durch Mittheilung bisher unbekannter Briefe. Die von Kant, Herder und besonders die von dem damaligen Coadjutor Dalberg, nachmaligem Fürsten Primas, sind alle Beweise von der hohen Achtung, die diese ausgezeichneten Männer Schiller erwiesen. In wie edelm Lichte erscheint Dalberg, der so oft Verkannte, wenn er schreibt (6. November 1796): „Daß so Viele mit mir unglücklich Vieles verloren haben, will ich nicht erwähnen; aber Greuelthaten, Verstimmung, Entweihung der Menschheit! so mancher Anblick in Schwaben und Franken auf meiner Durchreise! Doch darf der wahre Muth niemals wanken; um so kraftvoller und lauterer müssen Freunde der Tugend und Wahrheit bei jeder Gelegenheit handeln und sprechen“ (S. 141).

Von wie edler, fruchtbringender Art die Freundschaft zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt war, die um diese Zeit entstand (S. 116), wissen wir aus dem unlängst erschienenen Briefwechsel zwischen Beiden. *) Das größte Glück aber, was Schiller durch freundschaftliche Verbindung und Geistesverkehr, ohne den ein geistvoller Mann nicht leben kann, werden konnte, war die Verbindung mit Göthe, von der wir jetzt ein so einziges Document besigen. Es bedarf keines weitern. Doch hören wir auch die Verfasserin gern bezeugen, wie in Stunden der Muthlosigkeit, die von physischem Uebelbefinden herrührte, Göthe's Einfluß auf Schiller so belebend wirkte (S. 147). Was mochte dieser genießen in Momenten, wie der folgende: „Mit Nührung erinnere ich mich, wie uns Göthe, in tiefer Herzensbewegung, unter hervorquellenden Thränen, den Gesang, der das Gespräch Hermanns mit der Mutter unter dem Birnbaum enthält, gleich nach der Entstehung vorlas. „So schmilzt man bei seinen eignen Kohlen“, sagte er, indem er sich die Augen trocknete“ (S. 172).

In dieser Periode finden wir Schiller, außerdem daß ihn die „Horen“ vielfach in Anspruch nehmen, wie wir aus seinem Briefwechsel mit Göthe wissen, ernst als Dichter beschäftigt. Der Gedanke, den wir oben von ihm anführten (S. 97), wurde zur Wirklichkeit; viele seiner bedeutendsten Gedichte entstanden, zunächst für den „Musenalmonach“ und die „Horen“; und wie Schiller in ihnen sein tiefes Forschen, den hohen Ernst seines Lebens niederzulegen strebte, das sehen wir klar in den Briefen an Humboldt. Die Stelle aus diesen, wo er der projectirten Jbille gedenkt, die er damals als ein Maximum ansah, finden wir abgedruckt (S. 123). Uns fiel ein, da wir sie lasen, in wie glück-

*) S. 294 heißt es noch: „Beim Schreiben trank er nie Wein“.

*) Vgl. hierüber Nr. 137—169 d. Bl.

D. K. d.